

Unzertrennlich



Die Performer *Katrin Deufert* und *Thomas Plischke* haben sich eine gemeinsame Identität zugelegt. Sie sind der Künstlerzwilling *deufert&plischke*.

Die Beziehung von Katrin Deufert und Thomas Plischke begann vor 14 Jahren so, wie viele Beziehungen beginnen: mit einer Trennung. »Es gab viel Streit und harte Auseinandersetzungen«, erinnert sich Deufert, 42.

Um etwas miteinander anzufangen, mussten sie zunächst Schluss machen – mit ihren alten Identitäten, ihren Eitelkeiten und Eifersüchteleien, ihren Künstleregos. »Wir waren sehr unfreundlich miteinander«, erinnert sich Plischke, 44.

Bis dahin hatten beide ihr eigenes Ding gemacht: sie als Theaterwissenschaftlerin, die eine Doktorarbeit über John Cage schrieb und Liveradiosendungen im Bereich Neue Musik erarbeitete; er als Choreograf, der an Anne Teresa de Keersmaekers Tanzinstitut P.A.R.T.S in Brüssel studierte und eigene Stücke choreografierte. Aussichtsreiche Solokarrieren, die sie aufgaben. »Als wir uns das erste Mal trafen«, schreiben sie auf ihrer Homepage, »sagten wir ›Hallo‹ zueinander und sofort ›Adieu‹ zu denjenigen, die wir waren.«

Schon bevor sie sich kennenlernten, erzählen sie in ihrer Altbauwohnung im Berliner Wedding, hätten sie Künstlerpaare bewundert: Bernd und Hilla Becher, Jean-Marie Straub und Danièle Huillet, John Cage und Merce Cunningham. Sie müssten sich noch näher sein als normale Partner. So nah, dass sie bereit seien, ihr Künstleregogo zu bändigen – und eine gemeinsame Ästhetik zu schaffen.

»Ich finde zum Beispiel Gilbert&George unwahrscheinlich toll. Und ich bin mir sicher, dass weder Gilbert noch George allein die Art von Arbeit hätten entwickeln können, die sie zusammen entwickelt haben«, sagt Plischke. Doch wie das ganz praktisch funktionieren kann: zwei Menschen – eine Ästhetik, das war ihm und seiner Partnerin, die heute gemeinsam als deufert&plischke arbeiten, ein Rätsel.

»Wir hatten beide ein paar Erfahrungen mit Künstlerkollektiven, die uns frustriert haben«, sagt Plischke. Der Versuch, demokratisch Kunst zu erschaffen, sei heikel: »Oft wird endlos diskutiert, bis die Ideen auf den kleinsten gemeinsamen Nenner runtergekocht sind. Da geht unheimlich viel verloren.« Auch deufert&plischke diskutierten und diskutierten, einigten sich aber nicht: »Uns ging es ja nicht darum, Konsenskunst zu machen. Uns ging es darum, Unterschiedlichkeit als einen Grundsatz von Gemeinschaft zu denken«, sagt Plischke.

Es ist ein Satz, der sich abstrakt anhört, so wie viele der Sätze, die deufert&plischke sagen. Man merkt beiden an, dass sie neben ihrer künstlerischen Arbeit an Universitäten lehren. Wer eine ihrer Produktionen besucht, versteht jedoch sofort, worum es geht. Ganz ohne Theaterwissenschaftsstudium.

Ihre jüngste Produktion hieß »24h durcheinander« – und war genau das: ein 24 Stunden dauerndes Durcheinander, zu erleben beim Berliner Festival »Tanz im August«.

Beim Stichwort Tanz denken vermutlich die meisten an Paare, klassischerweise an Mann und Frau im Pas de deux, an

das alte Spiel aus Dominanz und Unterwerfung. Wer verführt, wer wird verführt? Das scheint stets die Frage.

Doch bei einer Tanzproduktion von deufert&plischke führt die Frage keinen Toppeltanzschritt weiter. Sie sind keine Choreografen, die perfekt trainierte Profitänzer in Szene setzen. Sie bringen die Verhältnisse zum Tanzen: zwischen sich, zwischen den Geschlechtern, zwischen Künstlern und Zuschauern. Sie kreieren keine Aufführungen, sie schaffen soziale Situationen, in denen alle Anwesenden kreativ werden. »Es geht bei uns nicht darum, ins Theater zu gehen und sich dort etwas anzuschauen«, sagt Plischke. »Es geht darum, gemeinsam Zeit zu verbringen. Das Theater als Lebensraum.«

Hierarchien vermeiden deufert&plischke schon während der Vorbereitung: Sie haben keine fixe Arbeitsteilung, sind beide zuständig für Text, Choreografie, Dramaturgie, Regie, Performance. Zwei Allrounder auf Augenhöhe.

Über die Jahre haben sie ein Verfahren perfektioniert, das sie Reformulieren nennen: Einer schreibt eine Idee auf, gibt die Notiz dem anderen, der ergänzt sie, gibt die Notizen wieder zurück und so weiter und so fort. Die unausgesprochene Aufforderung: »Gib mir dein Material – und dann zeig ich dir, was du nicht damit machst.«

Sie verbringen möglichst viel Zeit gemeinsam, weil ihnen Ideen überall kommen können: beim Einkaufen, auf dem Spielplatz. Und weil ihr Impuls groß ist, den anderen sofort einzuweihen: »Das unterscheidet uns von Künstleregos, die mit ihren Ideen gern erst mal allein bleiben«, sagt Deufert. Entscheidend sei, dass der andere nicht zu schroff reagiere, nach dem Muster: Das mag ich! Das mag ich nicht! »Wir müssen es schaffen, die Ideen zwischen uns oszillieren zu lassen.« Die Schriftform schafft dafür die nötige Distanz: »Wir schreiben uns mehr, als dass wir miteinander sprechen.«

Entstanden ist das Verfahren aus der Not. »Die endlosen Diskussionen haben uns genervt«, sagt Plischke. Hinzu kam, dass ein Festival sie bat, einen Vortrag zu halten, es aber noch nicht viel vorzutragen gab: Sie arbeiteten erst ein Jahr zusammen, hatten noch kein klares Konzept. »Wir haben uns dann gesagt: Erzählen wir doch einfach alles!« Jeder schrieb seine Erinnerungen auf – und überschrieb die Erinnerungen des anderen: Erinnerungen an die Kindheit, an politische Erlebnisse, ans Studentenleben. Geschichten, die zu der Frage führten, welches Körperbild sie haben. »Wir haben Pingpong mit unseren Biografien gespielt«, sagt Plischke.

Das Ergebnis war »Directory – Europe Endless«: das Stück, das bis heute ihr erfolgreichstes ist. »Wir haben uns damals eine Zwillingbiografie geschrieben«, sagt Deufert. Ein Fundament, auf dem ihre Arbeit bis heute fußt.

Das Paar tritt als sogenannter Künstlerzwillig auf, ein Begriff, wie gemacht für lustvolles Theoretisieren in theaterwissenschaftlichen Proseminaren. Wie das Verhältnis von Zwill-



*Künstlerzwilling deufert&plischke:
»Keine Topfpflanzen, keine Tiere, keine Kinder«*

lingen, so oszilliert das Verhältnis von deufert&plischke zwischen Einssein und einander Fremdsein, zwischen Verschmelzung und Abgrenzung. Die große Ähnlichkeit schärft den Sinn für die kleinen Unterschiede. Gleichzeitig provoziert der Begriff den Gedanken an die wohl engste Form der Bindung, die denkbar ist – eine verboten enge Bindung: die inestuose Beziehung eines Zwillingspaars.

Das Spiel mit sexuellen Normen gefiel deufert&plischke vor allem in ihren Anfangsjahren: Beide hatten homosexuelle Beziehungen geführt – und wehrten sich nun dagegen, überall sofort als normales heterosexuelles Paar wahrgenommen zu werden. Traditionellen Beziehungsmodellen misstrauten sie. »Unser Mantra war: keine Topfpflanzen, keine Tiere, keine Kinder«, erinnert sich Plischke.

Inzwischen sind die Zwillinge Eltern: Moritz ist zweieinhalb, Simon eins. »Durch die Kinder werden wir natürlich wieder stark auf das Frau- und Mannsein verwiesen«, sagt Deufert. »Wir versuchen, das durch alltägliche Handlungen zu durchbrechen. Wir holen zum Beispiel unsere Kinder immer gemeinsam von der Kita ab.«

Den Auftritt im Doppelpack kultivieren deufert&plischke seit Jahren, auch bei Jobaufträgen. Als die Uni Hamburg sie als Gastprofessorin engagieren wollte, musste die Uni auch ihn nehmen. »Thomas bekam einen Vertrag für besondere Aufgaben, damit auch er versichert war. Aber real haben wir uns meine Stelle geteilt«, sagt Deufert. Der Nachteil des Job-

sharings: Meist mussten sie sich auch das Geld teilen. »Wir waren finanzielles Prekariat. Man kann einem Künstlerzwilling nicht ständig das doppelte Honorar geben.«

Bis heute spielen sie damit, vor öffentlichen Auftritten nicht anzukündigen, wer kommt: beide oder nur einer, sie oder er. Es ist ein Spiel mit Identitäten. Und eine elegante Möglichkeit, ihre Arbeitsbelastung auszutarieren: »Wir geben uns oft die Klinke in die Hand und sagen: Pass auf, das wird mir zu viel, mach du das bitte«, berichtet Plischke. Es kann vorkommen, dass er ein Seminar leitet, das sie vorbereitet hat. Oder dass sie auf seine Mails antwortet.

»So oft wie möglich machen wir aber alles zu zweit«, sagt Deufert. »Als wir noch keine Kinder hatten, vergingen zehn Jahre, in denen wir kaum länger als einen Tag am Stück voneinander getrennt waren.« Wenn sie heute touren, muss schon mal einer allein nach Helsinki oder Brüssel fliegen. »Ich bin wirklich froh, dass wir erst sehr spät zur Familie geworden sind«, sagt Deufert. »Dieser plötzliche Druck, ökonomischer mit Zeit umgehen zu müssen, hätte unseren künstlerischen Ansatz früher gesprengt.«

Wobei die große Nähe eine Gefahr birgt: »In unseren Anfangsjahren haben uns viele totale Hermetik vorgeworfen«, sagt Plischke. »Nicht immer zu Unrecht.« Man muss sich die beiden in jenen Jahren vorstellen wie zwei verknallte Comedians, die auf der Bühne nur noch Insiderwitze erzählen. Den »klassischen Selbstverschluss des verliebten Paares« nennt Deufert das. »Wir sind in die narzisstische Falle getappt.«

Sie befreiten sich, indem sie ihre Choreografien für die Zuschauer öffneten. Zu Beginn ihrer jüngsten Produktion »24h durcheinander« rief Deufert ihnen zu: »Ohne euch wird es kein Durcheinander geben. Alles ist nur halb vorbereitet.« Was vermutlich noch übertrieben war.

Ein Kritiker fühlte sich an eine Ganztagschule um 16 Uhr erinnert, eine Kritikerin an Grundschulpädagogik. Der Künstlerzwilling deufert&plischke sprach lieber von einem »Neuen Epischen Theater«, so wie die Theaterwissenschaftler Hans-Thies Lehmann und Helene Varopoulou in einem Begleitschreiben. Sie plädieren darin für ein »Theater der Erforschung, das viele Mitautoren hat und sucht«.

In der Praxis sah das so aus, dass die Zuschauer einen Theatervorhang bastelten, persönliche Berlin-Karten zeichneten, die Bücher einer Bibliothek mit Anmerkungen vollkritzelten, frühe Theatererinnerungen notierten, bei einer Hausführung mitschrieben und daraus Thesen zum Gegenwartstheater entwickelten. Es wurde gemeinsam getanzt und gekocht, und als die ersten müde wurden, mussten sie nicht nach Hause, sondern konnten sich im Theater hinlegen.

Deufert musste nach Hause, gegen Mitternacht, und morgens musste ihr Plischke folgen, um sie abzulösen. »Jeder von uns hat etwa 6 der 24 Stunden verpasst«, sagt Deufert. »Ganz schön krass dafür, dass wir eineinhalb Jahre daran gearbeitet haben.«

Ganz okay dafür, dass der Künstlerzwilling nun zwei Kinder hat.